Der Bergstock

Autor(en): **Schütz, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **266 (1993)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-655292

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

HANS SCHÛTZ

Der Bergstock

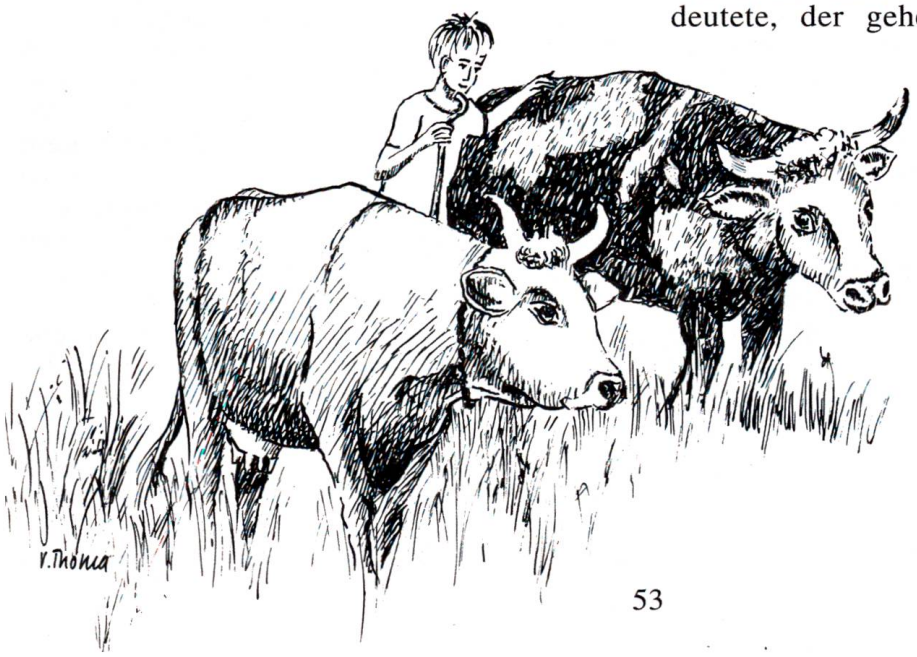
Mit drei Illustrationen von Vroni Thoma

In den Erinnerungen seiner Jugend kramend, rührte Johannes unverhofft an ein seltsames Geschehnis, mit einer Augustfeier verknüpft, das ihn in diesen Tagen der Besinnung wieder neu bewegte und zur Achtsamkeit rief.

Sein Vater hirtete auf einer Alp die Kühe, und er, Johannes, damals ein Knabe von zwölf Jahren, half ihm bei all den mannigfachen Verrichtungen des Sennenlebens. Er trieb des Morgens die Kühe her, rüstete sie zum Melken an, tränkte die falben Kälber und scheuchte die genäschigen Ziegen, welche, auf Milchkessel und Salzfass lauernd, die Hütte umstrichen, mit Steinwurf und Fluch davon.

Er lauschte des Abends den sanften Tönen des Alphorns, lauschte den wehmütigen Klängen des Widerhalls, und ihm war dabei, als riefen sich verwunschene Seelen von Wand zu Wand sehnsüchtigen Nachtgruss zu. Er gedachte dann der Mutter und der Schwestern im Tal unten und ob sie müde wären oder schon in der rätselvollen Bahn des Schlummers lägen. Ihnen diese heimlichen Gedanken einzugestehen, hätte er nie vermocht, dazu war er zu stolz, fühlte er zu lebhaft Kraft und Vorzüge des Knabentums in sich.

Auf den Sonntag aber freute sich Johannes jeweilen besonders. Nach dem einfachen Mahle langte sein Vater bedachtsam nach dem Bergstock in der Kammerecke und ermahnte den Knaben, rasch Tassen und Teller zu spülen, denn: «Wir gehen auf den Grat!» Es hätte des Aufrufs zur Eile nicht bedurft, denn in Johannes brannte das Feuer der Erwartung schon seit Tagen. Auf den Grat; das bedeutete Kletterei, das bedeutete, der geheimnisvollen Sucht nach seltenen Blumen und buntem Gestein Genüge tun, das bedeutete endlosen Blick in die Ferne, durch die kühngemeisselten Tore der Berge in die Ebene, wo sich die Flüsse wie silberne Schlangen wanden. Und diese Sonntage liebte er mit der ganzen Liebe seines lebhaften Knabengemüts. Sie waren ihm schimmernde Edelsteine in der grauen Kette der Werktage.



Das Zeichen zum Aufbruch aber war Vaters Bergstock. Für die Lasten der Woche gebrauchte er den schlanken Stab mit der glatten, braunen Rinde. Für den Sonntag aber, für die unbeschwerte Wanderung zur Höhe, nahm er sich den herrlichen, blanken Haselstock aus der Ecke. Dem grossgewachsenen Manne bis zur Schulter reichend, trug dieses Prunkstück die Zierden des Messers und der Flamme zugleich. Oft erzählte der Vater, wie er sich ihn gewonnen. Einem auserwählten, pfeifengeraden Haselstämmchen hatte er im Frühjahr die Rinde mit dem Messer bis in Manneshöhe in Spiralen durchschnitten. Nach einem Jahr hatte er es umgehauen und den zugerichteten Stab übers Feuer gehalten. Die Rinde hatte sich gelöst, die hellgelbe Faser des nackten Holzes erhielt dunkelbraune Tönungen, und dort, wo die Schnitte des Messers den Saftstrom unterbrochen, hatte der Strauch, gegen den Dursttod ankämpfend, erhöhte Narben getrieben, Wucherungen, die sich in gleichmässigen Windungen dem Stock entlangringelten, ihn derb und hübsch zugleich verzierend.

Dieser Stock nun, schlanker Weggefährte des Feiertags, bewunderter Eckensteher über die Woche, war für Johannes Inbegriff erlesener Wanderlust und stolzer Manneswürde. Wenn er nach Monden und Jahren errechnete, was an Zeit verfliessen musste, bis er erwachsen und reif zu solcher Auszeichnung war, wollte ihn Unmut überfallen, ja, eine heimliche Begierde glomm in ihm auf, früher als zu Recht und im Verborgenen nach ihr zu greifen. Um Erlaubnis zu bitten, hätte er nicht gewagt, denn der Vater war in solchen Dingen streng, und eine abgeschlagene Bitte würde dem Verlangen bloss erhöhten Anreiz gegeben haben. So bezwang er sich denn stets und lief emsig an seinem Krummstücklein mit aufgeschnitztem Edelweiss und eigenem Namenszug wie ein Hündlein in aller Ergebenheit dem Vater nach die Hänge empor zum Sims der Fluh.

Bis zu jenem Sonntag, da den Vater Botschaft erreichte, er müsse dringend zu Tal, die Mutter sei krank. Ohne besondere Anweisung hatte er den Knaben verlassen, einzig eine Warnung vor allzu verwegener Kletterei hatte er dem Abschiedswort beigefügt. Dann war Johannes allein. Im Stalle mahlten die Kühe, hoch in den Felsen glöckelten die Ziegen, vor der Hütte gurgelte und spie ein ungebärdiger Brunnenlauf ... Keine Menschenseele, Tun und Lassen waren ganz der eigenen Lust anheimgestellt, die grauen Augen des Vaters konnten ihn nirgends erreichen, einen herrlichen Sonntag würde er haben. Alles, was die Alp an Speise und Trank, an Blumen und Gestein, an Gefahr und Ruhe bot, war sein... Erstlich wollte er sich Käse braten. Das taten sie auch sonst stets an Feiertagen, Vater und er. Während aber die gelbe Scheibe vor den rotglühenden Kohlen briet, feine weisse Blasen sich blähten, in der Hitze zischend platzten, während goldene Fett-Tropfen dem Rand der Schnitte entlangliefen und im Widerschein funkelten wie Honig im einfallenden Lichte, während er behutsam den hölzernen Spiess drehte und wendete, fiel sein Blick, achtlos zuerst, und dann wie von geheimnisvollem Schimmer angezogen zum zweiten Mal in die Ecke, wo Vaters Stock stand. Vaters Bergstock ... Kaum je hatte Johannes ihn richtig anfassen dürfen. Scheu nur hatte er je und je den geschnitzten Kopf, die buckeligen Spiralen, die Hülse mit der stählernen Spitze betrachtet. Heute drohte Vaters Hand nicht, kein Mensch konnte ihn verraten, und was zu Anfang bloss undeutlicher Wunsch und leise Lockung war, wurde in wenigen Sekunden fester Entschluss. Er würde den Stock heute mitnehmen auf den Grat, einmal nur, diesmal nur ... Und am Abend, ehe der Vater zurückkam, würde er ihn wieder in die Ecke stellen; wie unberührt würde er dort stehen, ein verschwiegener Weggesell.

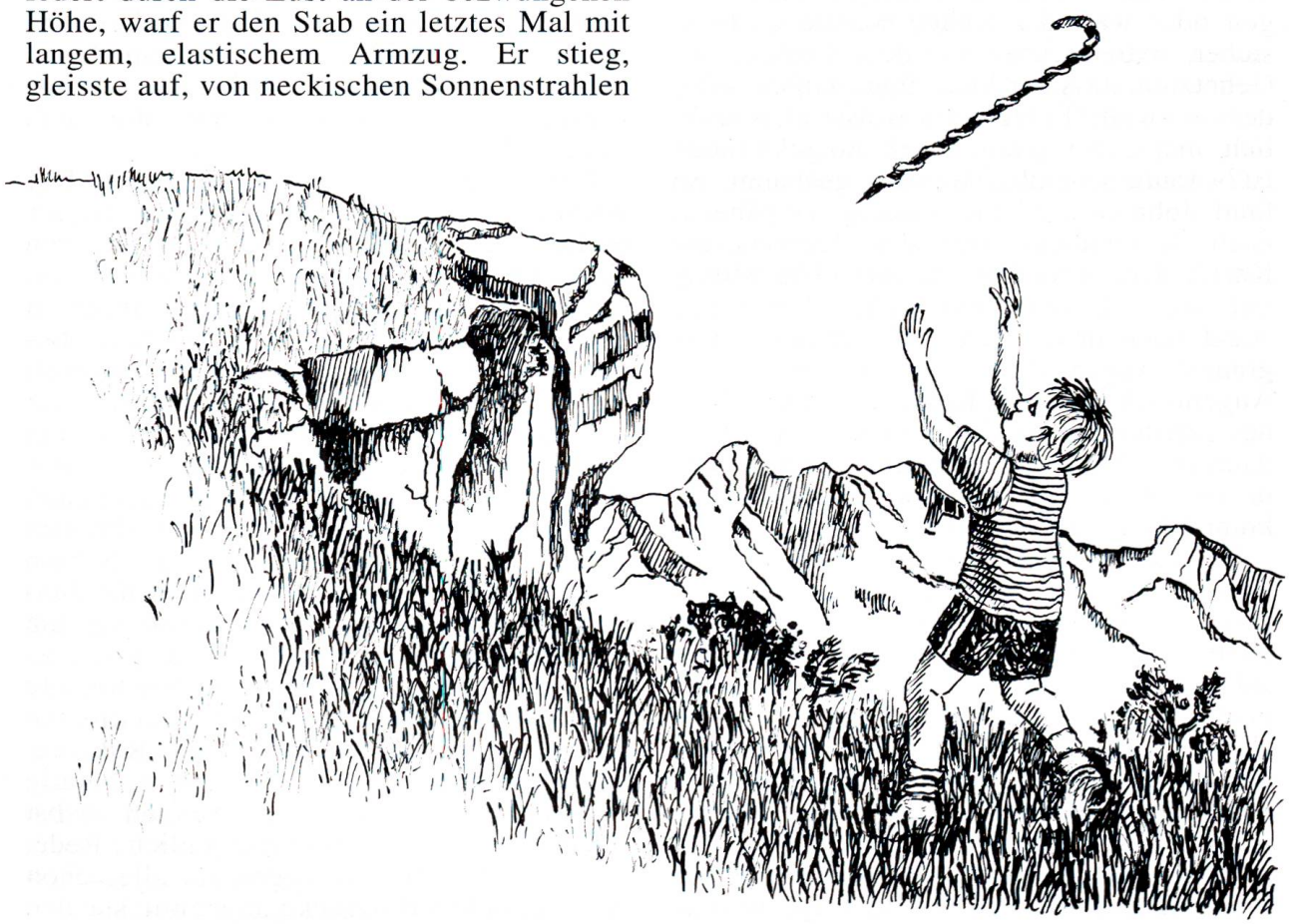
Im sonnengleissenden Mittag stieg Johannes hinan, dorthin, wo der Grat an den Himmel rührt. Wie es sich an solchem Stock herrlich ging! Der Knabe hätte

Sprünge nehmen mögen, flink und hoch wie ein Stabspringer. Beinahe bedauerte er nun, allein zu sein. Wie hätte er sich des Stockes vor Kameraden rühmen mögen! Er schwang ihn wie ein Schwert, er warf ihn einem Speere gleich durch die Luft, er trug ihn auf erhobener Fingerbeere steif aufgerichtet und kunstvoll vor sich her. Ein vortrefflicher Begleiter, dieser Stock!

Johannes näherte sich dem Kamm des Grats. Das Gras wurde dürftig und kurz. Vorn, wo der Boden sich mählich zu neigen begann und dann jäh in die Senkrechte der Felswand abbog, spreizten sich die letzten stachligen Büschel der Wacholdersträucher.

Achtlos war der Knabe gewandert, den Sinn ganz an Spiel und Wurf verloren. Und achtlos, ja, unbewusst vielleicht noch angefeuert durch die Lust an der bezwungenen Höhe, warf er den Stab ein letztes Mal mit langem, elastischem Armzug. Er stieg, gleisste auf, von neckischen Sonnenstrahlen umglänzt, beschrieb einen sanften Bogen, und nun – erst jetzt ermass Johannes blitzartig die drohende Gefahr und schrie auf –, nun senkte er sich, die Spitze schien sich in die Wacholderbüsche zu bohren, doch durchdrang sie das Gesträuch, noch zitterte das obere Ende einen Augenblick wie eines Speeres Schaft und verschwand dann lautlos, den Händen des hineilenden Knaben völlig unerreichbar, im Abgrund.

Der Vater hatte, spät in der Nacht vom Tal zurückkehrend, den Verlust nicht gleich bemerkt. Erst am nächsten Vormittag, als er die Suppe kochte, gewahrte er die leere Ecke. Er drehte sich nach Johannes um, der die Teller auftrug: «Bub, wo ist mein Stock?» Da war sie nun, die gefürchtete



Frage. Stundenlang hatte sie den Knaben in der vergangenen Nacht gequält. Alles hatte er geprüft und erwogen: Sollte er Ahnungslosigkeit und Erschrecken vortäuschen? Sollte er ein Märchen von Gästen ersinnen und andeuten, sie könnten die Diebe sein? Sollte er den bittern, aber geraden Weg des Eingeständnisses gehen? Dutzendmal hatte er sich alles durchdacht, wie der Vater fragen, was er darauf antworten würde. Nun aber traf ihn die Frage doch wie ein Geisselhieb. Aller Mut entsank ihm, der Schrecken lähmte ihm fast die Zunge. Er fuhr jäh herum, sah nach der Ecke und stotterte: «Der Stock, ich – ich weiss nicht –» und mutiger werdend – «ich weiss wirklich nicht!» Mochte das Entsetzen den Anschein von Wahrheit erwecken, mochten Johannes' Worte einer Wirklichkeit entsprechend klingen oder was, der Knabe wusste es nicht sicher, witterte aber mit dem Instinkt des Gehetzten, dass der Vater ihm glaubte, denn dessen zweite Frage: «Du weisst also wirklich nicht, wo mein Stock hingekommen ist?» tönte scheinbar weniger gespannt. So fand Johannes, einen Ausweg erspähend, nach der halben Lüge des Anfangs die Keckheit zu ihrer Fortsetzung. «Um Mittag lief ich weg, zum Grat hinauf. Der Stock stand noch in der Ecke wie stets ...» Die grauen Augen des Vaters blieben einen Augenblick auf dem Knaben ruhen, Johannes erzitterte unmerklich unter dem Blick, dann aber glitten sie plötzlich von ihm weg in die Weite. «Merkwürdig ..., so selten kommt hier jemand vorbei ...»

Die Suppe wallte auf, der Vater wandte sich ihr zu und richtete an. Schweigend assen sie. Da auf einmal hielt der Vater an. «Bub, die Mutter ist schwer krank. Du sollst dann morgen auch zu ihr gehen ...» Er brach ab, klappte das Messer zu und erhob sich. Johannes wurde bleich, verschüttete einen Löffel Suppe, eilte hastig nach dem Feglappen, rieb auf und trug dann die Teller weg.

In den Tagen darauf hing Johannes zwischen Hölle und Hölle. Die Lüge trennte ihn vom Vater, trieb ihn von ihm weg in die Angst um die fiebernde Mutter. Er hatte an ihrem Bett gestanden. Sie hatte ihn kaum erkannt, ihn kaum ihre heisse Hand fühlen lassen. Nun er zurückkam auf die Alp und ihn die Nacht dunkel und gross umfing, da erhob sich in seinem Gewissen ein ungeheuerlicher Gedanke wie ein Drachenkopf. Wie, wenn seine Lüge die Ursache von Mutters Krankheit wäre? Wie, wenn sie stürbe und er stünde da, ein Schuldiger, ein Bösewicht, ein Mörder sogar? O es war sicher besser, wenn er den Vater weckte und ihm gestand: «Du – Vater, ich habe gelogen, damals – am Sonntag ... Ich habe den Stock genommen, habe ihn über die Fluh geschleudert, unbesonnen, töricht ...» Doch als er die Hand nach dem Vater ausstreckte, ihn zu rütteln, der Schlafende aber ohne Antwort und Bewegung blieb, verliess ihn wiederum aller Mut, und der Kampf mit den anstürmenden, weichenden und wiederkehrenden Ahnungen umtobte ihn aufs neue.

Der Bergsommer stand im Zenit. Des Abends besammelten sich die Sennen der umliegenden Alpen im Wald unter dem Grat. Die Sägen kreischten. Dumpf krachend stürzten erdorrte, bärtige Tannen in Moos und Heidekraut. Kecke Jauchzer stiegen in den sternglitzernden Himmel, während die Stämme und Astbürden auf den lastgewohnten Schultern der Männer emporwanderten und der Holzstoss aus dem Boden wuchs wie ein dunkles Ungeheuer. Die Herrichtung des Haufens war Ehrenarbeit der Erwachsenen. Wer noch zur Schule ging, durfte dabei nicht mithelfen; die Jungen sollten zufrieden sein, wenn sie am 1. August bei Feuer und Gesang geduldet wurden. Für die Knabenherzen aber brannte dieser Abend mit seinen weithin verstreuten Feuerblumen, dem vielfarbigen Raketenspiel der feiernden Dörfer, den wehmütig verklingenden Weisen der Sennen selbst wie ein Gipfelfeuer. Ihm galt jegliche Rede, und in den Träumen trugen sie alle schon die lodernden Harzfackeln, womit sie den

Stoss anzünden durften, lauschten sie mit angehaltenem Atem auf Gesang und fern verschwebenden Nachhall ...

In Johannes' Seele trieben die Finsternisse ihr Unwesen. Zuweilen flackerte eine Erinnerung auf an die Herrlichkeiten der Bundesfeiern anderer Jahre. Sie hielt sich dann eine Weile, mühselig wie ein verwehendes Irrlicht im Moor, und versank wieder. Denn der Mutter ging es nicht gut, der Vater musste öfter zu Tal. Schweigsamer kehrte er zurück, berichtete kurz, befahl dann trocken und knapp dies und das, mit keinem Wort zuviel, mit keinem zuwenig. Dem Holzsammeln blieb er fern, wies die Fragen und Einladungen seiner Nachbarn ab und sass im Abenddämmer sinnend und aller Worte bar auf der Schwelle. Je einsilbiger und verschlossener aber der Vater wurde, desto mehr fürchtete sich Johannes vor ihm, desto weiter weg wich der Vorsatz zu Kniefall und Geständnis. So eiferte denn der Knabe des Tags von Arbeit zu Arbeit, so litt des Nachts seine bedrängte Seele die verborgene Not doppelt.

In der Morgenfrühe des 1. Augusts stieg der Vater wieder zu Tal. Er werde wohl vor dem Einnachten zurück sein. Johannes schlug den Tag mit allerlei Werk tot. Hie und da glitt sein Blick von der Arbeit weg hinauf zum Grat. Dort ragte der Holzstoss. Andere Jahre hätte er sein jubelndes Herz kaum zu bändigen vermögen vor diesem Abend. Und heuer? – Er empfände keine Freude, auch wenn er hingehen dürfte ... Er würde ins Feuer starren. Seine Augen würden ihn brennen, die lodernde Lust der Flammen würde sich ihm in glühend ringelndes Schlangengezücht verwandeln, aufsteigend, sinkend, lauernd, züngelnd ... Er könnte den Blick nicht abwenden dem Tal zu, denn unten sähe er nicht Raketenspuk und Fackelzier, nein, in weissen Kissen erschiene ihm seiner Mutter blasses Gesicht mit Fieberrosen auf den Wangen. Und dann kröche erneut die Angst in ihm empor mit starren, glasigen Augen ...

Als das sinkende Tageslicht in zarten Röten über die Gipfel floss, das Blau des Himmels eindunkelte und erste Jauchzer vom Grat herniederklangen, da floh der Knabe in die dunkelste Ecke der Kammer.

Der Vater war noch nicht wiedergekehrt. Johannes harrte seiner in steigender Angst. Minute um Minute kroch dahin ...

Die Jauchzer vom Grat ertönten dem Knaben wie drohendes Geschrei, das Abendrot hatte ihn an Blut erinnert, und nun trug der westliche Himmel eine bleiche, bläuliche Farbe ... wie ... wie die Stirn seiner Mutter ...

Johannes verbarg das Gesicht hinter den Händen und kauerte sich zusammen gleich einem Tier, das sich vor verzweifeltem Sprung duckt und spannt. Warten ... endlos warten – nein, lieber ausbrechen, davonrennen in die Nacht, in die Leere flüchten, im Dunkel über den Rand einer Fluh ...

Ein Gespiele von der untern Alp streckte den Kopf durchs Fensterloch herein: «Johannes, du – kommst du nicht auch zum Feuer?» – Dumpf brach es aus der Ecke hervor: «Geht nur, geht; ich – ich warte auf den Vater ...» Der Kopf verschwand, und wieder trat die erschreckende Blässe des Abendhimmels in die Luke. Da hielt es den Knaben nicht länger. Er sprang auf und rannte nach der Tür, den Arm schützend vor die Augen gelegt. Nichts mehr sehen, nein, nichts mehr – nur fort, davon ...

So prallte er im Türloch an den eintretenden Vater. Der fing ihn mit starken Armen auf. «Was ist mit dir, Bub?» Blindlings wollte sich Johannes an ihm vorbeidrängen. Doch der Vater hielt ihn fest. «Was soll das sein? Komm hinein, in die Hütte!» Der Griff nötigte den Knaben zum Gehorsam. In der Küche, mit Gewalt auf des Vaters Knie gezwungen, hörte Johannes die ersten Worte wie von fern. «So Bub, jetzt sag, was ist mit dir?» Schweigen ... «Ist es wegen der Mutter?» – ein warmer Ton schwang in des Ältern Stimme – «Schau, ihr geht's besser ... Sie durfte heute zum ersten Mal aufstehen ...» Da zersprang in Johannes die Not des Herzens wie eine Fessel unter herr-

lichem Schlag. Sein Arm fiel. Sein Antlitz hob sich empor, erschrocken, überwältigt. «Ist das wahr, Vater? Ist es wirklich und wahrhaftig wahr?» – «Es ist so, Johannes – freu dich!» Da brach der Bann, da stürzte, stockend erst, dann immer rascher, entfesselter, wie ein Frühlingsquell das Eis besiegt, des Knaben Geständnis hervor.

Wohl schien des Vaters Hand, als die Lüge unbeschönigt hervortrat, einen Augenblick schwerer auf dem Kinde zu liegen, wohl grollte es wie ferner Donner in seiner Stimme, als er langsam vor sich hinsprach: «Angelogen also hast du mich damals? Mich blankweg angelogen?»

Doch unerschrocken und unaufhaltsam fuhr Johannes fort. Schimpf und Schläge, alles würde er hinnehmen. Dutzendfach hatte er beides verdient. Wenn er nur endlich, endlich einmal diese Lüge von sich werfen konnte, diese teuflische doppelte Last: Lüge – und Schuld an Mutters Leiden ...

Der Vater stand auf und schritt von ihm weg zur Türe. Nach einer Weile kam seine Stimme von draussen. «Es ist gut, Johannes. – Komm, wir – wir gehen auf den Grat ... Sie haben eben das Feuer angezündet. Mutter wird es vom Tal aus auch sehen ... Komm!»

Als Johannes über die Schwelle neben den Vater trat, leuchtete das Höhenfeuer wie eine lebendige, sieghafte Blume zu ihnen herab.

